

Joseph Roth Heimweh nach Prag



*Feuilletons – Glossen – Reportagen
für das »Prager Tagblatt«*

Wallstein

Joseph Roth
Heimweh nach Prag

Joseph Roth
Heimweh nach Prag

*Feuilletons – Glossen – Reportagen
für das »Prager Tagblatt«*

Herausgegeben und kommentiert
von Helmuth Nürnberger



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2012
Wallstein Verlag, Göttingen 2012
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN (Print) 978-3-8353-1168-8
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2306-3

Inhalt

Texte für das Prager Tagblatt

1917	7
1918	8
1919	10
1920	29
1921	52
1922	85
1923	123
1924	199
1925	279
1926	287
1927	319
1928	347
1929	377
1930	429
1932	458
1934	465
1936	470
1937	475

Anhang

Editorische Notiz	483
Abkürzungen und Siglen	487
Ergänzende Artikel und Rezensionen	552
Nachwort.	
Joseph Roth, Prag und das »Prager Tagblatt«	573
Dank	634
Ausführliches Inhaltsverzeichnis	635

Christus

Oh Herr! – O damals litt ich nicht –
ich jauchzte über meine Wunden
und durch den Flor der dunklen Stunden
ging ich der Liebe Weg zum Licht – –
Doch jetzt durchwühlt mich diese Qual
der Brüder, die einander hassen:
ich kann von meinem Kreuz nicht lassen
und sterbe täglich tausendmal ...

Oh Herr! – Die Tage sind so rot,
weil sie in heißem Blute schwammen
und alle Nächte sind nur Flammen,
von deren Brand der Himmel loht – –
ich berge still mein Angesicht
und harre auf mein Auferstehen:
denn – Herr! – nun will ich wieder gehen
der Weltenliebe Weg zum Licht ...

Bruder Mensch

O Bruder Mensch!
Da es noch Tag war, kannte ich dich nicht: –
Nun, da es Nacht, liebkos' ich deine Nähe
und sinke in die Knie und rufe: wehe!
daß ich nicht sehen kann Dein Angesicht! ...

Ich drückte kaum zum Gruße Dir die Hand,
wir waren zungenfremde Weggenossen,
nun unser Blut vereint die Flur durchflossen,
weiß ich: du bist mir nah und blutsverwandt.

Weil du mich schlugst, besitzest du mich ganz:
um dich zu lieben, mußst' ich dich erst morden!
O, Bruder Mensch! Vergib', daß ich erlag!

Doch bis vollendet dieser Höllentanz
ist Licht in uns und Licht um uns geworden –
Sieh, Bruder Mensch: Durch Nebel wuchtet schon der Tag! ...

Soldaten

Alle haben sie diesen müden
seltsamen Zug in den bleichen Gesichtern:
in ihren Augen zittert ein schüchtern
taumelndes Ahnen von Heimat und Frieden ...

Alle tragen sie an den müden
Füßen den Staub von zerwanderten Jahren:
Durch viele Länder sind sie gefahren
Und haben noch nicht nach Hause gefunden ...

Manchmal nur röten sich ihre Wangen,
wenn sie frohe Kunde erlauschen
und sie sitzen zusammen und tauschen,
flüsternde Reden von süßem Verlangen ...

Ihre harten, zerrissenen Hände,
faltet die Demut und Kindheits verwehte
Worte lassen sie still im Gebete:
Herr, mach ein Ende! O, Herr, gib' ein Ende! ...

Frühling

Frühling, Deine Blütenhände
gleiten über Erdenwellen
und aus Tiefen überschwellen
Säfte Tal und Hügellände.

An den Wegen, die ich schreite,
lächeln alte Meilensteine,
junge Birke lacht in eine
glückumspannte Sonnenweite.

Stunden, die ich gar nicht zähle,
taumeln trunken von den Türmen,
fallen golden in das Stürmen
meiner maidurchwühlten Seele.

Alle Gräser wispern Kunde
von dem grünen Zauberwirken – –
wie mich Strauch und Baum umzirken,
fühle ich mich eins im Bunde

mit der saftdurchtränkten Rinde,
mit dem Stein am Grabenrande,
mit dem weißen Straßenbände,
mit der Wolke, mit dem Winde ...

Quillt in mir ein starker Glaube,
wie der Saft in jungem Weine:
Alles bin ich im Vereine:
Gott und Mensch und Wurm im Staube! –

Nervenchoke

Seht her: in einen Zauberknäuel gebannt
schlottert und taumelt er an schwanker Krücke,
bald hart am Pflasterrand und bald zurück
prallt klappernd sein Gebein an rauhe Wand.

Und aller Augen sind ihm zugewandt:
der frechen Neugier und des Mitleids Blick --
ein Kind, das spielt, hält mitten still im Glücke,
als blickt' es plötzlich in ein dunkles Land ...

O, seht ihn an! In graues Tuch gewandet,
der Menschheit Heldentum in torkelndem Zick-Zack
zwei Kreuzchen scheppern und zwei Bänder fliegen --

Im roten Meer von Blut und Siegen
Ist des Jahrhunderts stolzes Schiff gestrandet --
Und *das* ist Euer Wrack! ...

Unter dem Protektorate

Es war im zweiten Jahrgang der vom Pressequartier herausgegebenen »Großen Zeit«, da stand ich eines Abends in der Aula eines »akademischen Freistaats«. Die Aula war festlich beleuchtet. Der Portier strahlte im Festganz seiner Seidenschärpe. Die Diener trugen sonntägliche Amtskappen, hatten geputzte Goldknöpfe und in ihren erwartungsvollen Augen lag Respekt vor kommenden Dingen, ganze Magazine von Respekt. Auch ein unscheinbarer Herr in Zivil hatte sich eingefunden und gebärdete sich so unauffällig, daß er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Detektiv bekam. Die Stiege erlitt eben die letzte Liebkosung eines Besens, als eine Gruppe von fünf oder sechs Herren in Zylindern er-

schien. Daß es Professoren waren, sah man an ihren Gesichtern, in denen Lampenfieber und Ergebenheit miteinander abwechselten. Draußen, vor der Rampe fuhr eines jener Autos vor, bei deren Anblick der noch im Zivil Befindliche den Mund aufmachen, der dem Rock des Kaisers schon Verfallene »Frontmachen« und mit Herz und Hand zum Kappenschirme spritzen mußte. Dem Auto entstieg ein sporenklirrender Herr mit Säbel und Federbusch und schritt unbedingt elastisch die Stiege empor. Bewegung unter den Zylindern. Glatzen leuchten plötzlich auf, wie Geistesblitze. Einer murmelt: »Es begrüßt.« Der hohe Gast erwiderte »freundlich«. Der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Ein Federbusch voran, fünf Glatzen hintennach. Erst nach Minuten, als sich die Ergebenheitsstarre bei den Dienern gelöst hatte und sie, erfüllt von dem Ereignis, ihre Devotions- und Bewunderungsgefühle auszutauschen begannen, während sie hie und da achtungsvoll zu dem Mitglied des allerhöchsten Kaiserhauses auf dem Chauffeursitze hinsahen, wagte ich – demütig, wie es sich k. k. Dienern gegenüber, die soeben – empfangen hatten, gebührt, eine Erkundigung. Ich erfuhr, daß eine wissenschaftliche Gesellschaft, die wohl wegen ihrer frappanten Identität mit Reptilien sich mit einem Zweige der Naturlehre befaßt, heute eine Sitzung abhalte »unter dem Protektorate« ... Da mich der Detektiv unauffällig zu mustern begann und ich ohnehin zwei Musterungen schon glücklich überstanden hatte, tat ich keine weiteren Fragen mehr und entfernte mich schleunig, trotzdem ich noch gerne die Elastizität des hohen Herrn beim »Verlassen« seiner Schützlinge und diese selbst beim Zylinder-Wedeln bewundert hätte. Allein, ich ging und nahm den Trost mit, daß ich in Wien Schauspiele solcher Art noch häufiger als zuträglich erleben könnte.

Denn Wien war die Brutstätte der »Protektorate«. Sie, die in Österreich Staat, Gesellschaft, Kirche und den lieben

Gott »einverleibt« hatten, richteten ihre Expansionsbestrebungen auch auf die Gebiete der Kunst und der Wissenschaft. Keines Medizäers Güte lächelte der deutschen Kunst. Aber die Vertreter der deutschen Kunst und diejenigen, die sich dafür hielten, lächelten der Güte ihres Medizäers zu. Künstler entfalteten Knopfloch- und Redebblumen am Strahl von Fürstengunst. Schriftsteller »eigneten zu«, was sie sich angeeignet hatten. Heldenentore schmetterten Jubelkantan aus ordengefüllten Brüsten. Gottbegnadete Sängerinnen schlossen Bündnisse mit Herren von Gottes Gnaden. Was sie draußen vor dem Tore hörten, ließen sie im Saale widerhallen und wenn sie auch nicht immer so billig davonkamen wie bei Goethe. Der König sprach und fünftausend Schmarotzer liefen. »Strebende« Künstler prostituierten sich in »Huldigungen«. Wehe denen, die gleichgültig blieben »anlässlich« eines Jubiläums. Die, trotzdem sie »hervorragend« waren, sich dennoch nicht »zur Verfügung stellten«. Die nicht »im Sinne« des Allerhöchsten Willens taten. Man ließ sie laufen und wenn sie auch Gerhart Hauptmann hießen, um einem Josef Lauf den Adel zu verleihen zu geruhen. Man entfernte das Denkmal eines lebenden Dichters, um einen toten Müller, der sich Könige zugeeignet hatte, huldvollst zu empfangen. Man »empfing« lobhudele Vertreter der Presse und der Wissenschaft und »sprach sich« dementsprechend »lobend« aus. Unter dem Regenschirme allerhöchster Protektorate blieben Kunst und Wissenschaft trocken. Diejenigen, die nicht sangen, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt, kamen in Glashäusern königlicher Gnade doch auf einen grünen Zweig. Man ließ Gnade für Kunst ergehen. Auch für Wissenschaft. Beide bettelten um Gnade.

Wozu baute man Hochschulen? Damit man geruhen könne, einmal jährlich studieren zu wollen. Wozu ernannte man Professoren zu erblichen Hofräten? Damit sie schöne Knickse machen vor stupiden Hoheiten. Zwischen Exer-

zierplatz und Nachtlokal erteilte man einem Uraniavortrag gnädigst Audienz. Und Millionen Federn träufelten dienstbeflissen »Schilderungen«. Tausend Kodaks knipsten erschauernd. Und der Bürger blieb stehen, schwenkte seinen Habig und sang Gott erhalte. Was war geschehen? Ein Pferd gestürzt? Ein Kanarienvogel entwichen? O, weit gefehlt! Ein Erzherzog ausgestiegen! ... Und sie krümmten sich lächelnd unter dem allerhöchsten Fußtritt des Protektorates.

Menschliche Fragmente

Der Zeitgenosse

Das war einmal Mensch. Nannte sich Ebenbild Gottes, Krone der Schöpfung und wandelte aufrecht, und mit den Füßen durch den Staub, aus dem er gemacht war. Er ging freier, als der Löwe, blickte mutiger, als der Tiger und erhob seine Augen zu dem Fluge des Adlers und zu den Gestirnen des Kosmos ...

Was ist das? Fabeltier, Insekt, Reptilie sagenhafter Vorzeit? Der Oberkörper wagrecht, die Arme seitlich nach auswärts gebogen, in jeder Hand einen Stab, das Gesicht parallel zum Straßenpflaster: ein Vierfüßler. Warum steckt es in einer Kleidung, die man den Rock des Kaisers nannte, als dieser noch der Direktor der Irrenanstalt: Vaterland war und »sein« Rock Zwangsjacke? Warum ist dieses Geschöpf nicht nackt und behaart, wie andere Tiere? Warum führt es nicht ein Mensch an der Leine? Warum trägt es am Hals keine Marke? Fürchtet es nicht den Wasenmeister?

Es ist Mensch! Mensch mit menschlichem Antlitz, mit einem Hirn, das denken, phantasieren, erfinden, träumen, arbeiten, wagen, schaffen kann! Mensch, aus den Niederungen des Heldentums und der Kanonenfutterage mit gebrochenem

Rückgrat und geborstenen Nervensträngen zurückgekehrt in die Heimat. Seht, wie er torkelt! Sein Gang ist ein Zick-Zack, mißlungene Karikatur eines Blitzes. Sein schlottern-des Gebein scheppert, wenn es an die Mauer stößt, und zuckt im nächsten Augenblick, wie im Ekel von der steinernen Wand zurückgeschleudert, an den Rand des Trottoirs. Er weiß nicht, was der nächste Augenblick ihm in den Weg schickt. Er kennt keinen Weg. Nur eine Richtung, vages Traumbild einer »Direktion«, Folge der militärischen und unzuverlässig, wie diese ...

Was ist das? – *Fragment*, Überbleibsel eines Menschentums, das jubeln und weinen, herrschen und niederknien, befehlen und flehen konnte. Im wirren Jammer seines Zick-Zacks Symbol einer Gegenwart, die mit gebrochenem Rückgrat zwischen Revolutionen, Weltanschauungen und Gesellschaftsunordnungen torkelt. Was bleibt Ihr stehen, Zeitgenossen? Seht! Es ist »Nervenchoch und Rückgratbruch«: Euer Spiegelbild ...

Der General

Täglich um die Morgenstunde, zu der ein Pfeifendeckel zur Salzsäule erstarrte: Exzellenz, ich melde gehorsamst ... geht der General die Straße entlang, frischrasiert und Backenbart-gepflegt. In seinem Gang militärische Knappheit und Pseudo-Zielbewußtheit, in der Haltung inhaltslose Dressur. Sein Auge noch so blitzblau, wie damals, als er vor dem Feinde und zwischen beiden eine Brigade stand. Bemüht, in die Zukunft zu sehen, sieht er Vergangenheit. Vergangenheit mit Tafelmusik, Donnerhall, Marschkompagnie, Gehorsam und Sklavensinn. Wenn ein Soldat an dem General vorbeikommt, bemüht sich der alte Herr, nicht zu sehen. Er will nachsichtig sein und drückt ein Auge zu. Aber dann ist Bitterkeit, Lehre, gähnender Weltraum, Grenze der Ver-

nunft. Er war General, weil sie ihn »Exzellenz« nannten. Er war General im Gefüge der Brigade. Er war »komplett«, als ihn die andern grüßten. Er war ein Individuum. Immer ein Bestandteil, wie ein Knopf, ein Kolbenhals, ein Tornister, eine Wasserjacke. Er fand seine Ergänzung im Gehorsam der Andern. Jetzt ist er Überrest, Fragment Brigadier ohne Brigade, Stratege ohne Dienstreglement, Herr ohne Diener. Aber Herr noch immer, mit der Gloriole einer tragischen Ironie um die Generalskappe, standesbewußt ohne Stand und ehrenhaft ohne Kodex ...

Der Gast

In der Gemeinschaftsküche sitzen sie an weiß gedeckten Tischen und täuschen sich Satttheit vor mit Markenabgabe, Trinkgeldern und Papierservietten. Die Gemeinschaftsküche ist Ruhepunkt im Wirrsal der Stunden, Fata Morgana eines Mittagstisches, Vision eines standesgemäßen Hungers. Aber Einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Vision, keine Fata Morgana. Er hat *nur* Hunger. Er kommt täglich um dieselbe Stunde, flackernde Begehrt in den Augen, mit der gespensterhaften Lautlosigkeit eines vom Grabe Auferstandenen. Er grüßt nicht, bittet nicht, fordert nicht. Er kommt nur, steinerner Gast mit der Menageschale, und sein Kommen ist Drohung und Gebet, seine Lautlosigkeit Befehl ... Für eine Weile erstarren die, die an dem Traumbild von einem Mittagstische sitzen. Ihr Reden, das den Zweck hatte, Gemütlichkeit des Sattseins vorzutäuschen, verstummt. Es gibt noch Schlimmeres: Einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Fata Morgana, keine Vision ... Er hat nur Hunger. Er *ist* selbst Hunger. Hunger im Korpus eines menschlichen Fragments. Aus dünnen, ausgefranzten Uniformärmeln hängen grobknochige, rote Hände mit dick aufgelaufenen, blauen Adersträngen schlaff herunter. Hände, deren Vergangenheit

Arbeit und Angriff hieß; ihre Gegenwart ist Betteln. Rotblaugeschwollene Füße quellen aus den Trümmern eines zerrissenen Stiefels hervor. Füße, deren Vergangenheit Ziel-schreiten und Wanderung war; ihre Gegenwart ist Schlei-chen. Er kommt jeden Tag. Lautlos und unerbittlich kommt er, der Hunger, gerade, wenn die Andern dabei sind, ihn zu verleugnen ...

Die Straße

Hier bin ich demutsvoll und schäme mich
Im Angesicht der steinernen Paläste
Wie in Erwartung kaiserlicher Feste
Rastet die Straße, blank und feierlich.

Laternenpfähle blicken stolz auf mich
Und warten wie Lakaien auf die Gäste –
Die Bäume neigen ihre dunklen Äste
Ein Galawagen rollt – ich schäme mich ...

Denn meine Kleider haben noch an sich
Der jahrelangen Armut dunkle Reste
Und des Vagantentums verfehnte Geste
Haftet an mir noch, treu und wunderlich ...

Im Angesicht der steinernen Paläste
Bin ich voll Bettlerscheu und schäme mich.

Frühling!

Oh, einmal möcht' ich Baum am Wegrand sein
Und Strom und Saft durch Strang und Faser fühlen!
Und mit dem Wipfel in den Wolkenkühlen
Unendlichkeiten haschen Gott und Sonnenschein ...

Mich aber peitscht irdischer Ohnmacht Pein,
Im Staub zu düngen, Leib in Kost zu wühlen,
Hände zu brauchen, die rastlos wie Mühlen,
Ichtum zu schänden, Gottheit zu entweih'n.

Doch wenn Märzwinde mit der Erde spielen,
Wenn Weidenbusch und Haselstrauch vom Wein
Des Frühlingtau's in Gottesrausch verfielen –

Steh' ich erschlafft! – ohnmächtiges Gebein:
Auf einem Weg, der niemals führt zu Zielen,
Ein zwecklos eingerammter Meilenstein. –

Wiener Hoffnungslichter
Die Nachtbeleuchtung der Wiener Cafés

Sie brannten gestern zum erstenmal und offenbarten eine gewisse Eigenschaft, von der man in guter Gesellschaft nicht gern spricht. Um deutlicher zu werden: Sie dufteten nicht ...

Also die Sache begann so: Um 10 Uhr stellte ein Mann ein Gefäß auf einen Tisch. Ein Gefäß, das man ebensogut für eine Handgranate, wie für eine vorsintflutliche Lampe aus dem Tempel der Astarte von Sidon aus dem Jahre 700 v. Chr. halten konnte. Dazu kam eine Leiter, wie sie Zimmermaler zu benutzen pflegen. Die Musik brach ab. Eistassen blieben unausgelöffelt. Schwarze wurden kalt. Unter allgemeiner andächtiger Aufmerksamkeit bestieg der Mann die Leiter. Ein Kellner reichte ihm die Lampe.

Nach fünf Minuten erschien am oberen Lochrand des Gefäßes ein Etwas. Der Ober sagt, das wäre ein Docht.

Und alle glaubten es.

Der Mann auf der Leiter brannte ein Streichholz an; es verlosch. Ein zweites. Ein Drittes. Ein Viertes. Ein Fünftes. Eine ganze Schachtel.

Der Ober brachte ihm eine neue.

Ich zählte: Beim zweihundertzweiunddreißigsten fing jenes Etwas, von dem ein offenbar phantasiebegabter Kellner gesagt hatte, es wäre ein Docht, zu brennen an. Ein blaues Flämmchen flackerte. Es war kein Zweifel: Die Azetylenlampe war da. Wiens neueste Kaffeehauserrungenschaft. Wiens Nacht- und Hoffnungslicht ...

Es drohte, jedesmal auszulöschen. Es war beleidigt. Konnte die noch brennenden protzigen elektrischen Lichter nicht vertragen. Weshalb das Fräulein an der Kasse »Auslöschen!« kommandierte.

Und eh' man's sich versah, war »es« finster.

Nur die blauen Flämmchen brannten noch an einigen Tischen und zwei an der Decke. Es war wie im Bergwerk. Eine undefinierbare Gestalt ging von Tisch zu Tisch. Es war der Herr Direktor. Er sagte nicht: Ergebenster! Auch nicht: Habe die Ehre! Und nicht: Küß' die Hand! ...

Er rief: Glück auf!

Die Musik intonierte: In der Nacht, in der Nacht ... An meinem linken Nachbartisch erwachte die Liebe. Es war wie im Kino. Einfach zum Küssen ...

Nur der Mond störte. Ausgerechnet Vollmond! Durch keinerlei Kohlennot gedrosselter Vollmond.

Infolge dessen begann die Musik: Droben, wo die Sternlein steh'n ...

Als ich zahlen wollte, fand ich im Lichte der Azetylenlampen den Ober nicht. Er war seinerseits damit beschäftigt, Gäste zu suchen, deren Verschwinden der erste Segen der neuen Lichtquellen war ...

Auf meinem Rundgang durch die Stadt beobachtete ich die herrlichste Sylvesterstimmung. Diese neuen Lampen! Irgendwo hörte ich Champagnerpfropfen knallen. Man begrüßte das neue Licht.

Am Ring sah's Goethe und zitierte: Mehr Licht! ...

Im Café »Central« leuchteten die Geistesblitze zur Genüge ...

Im Scheine dieser schrieb ich das Obige ...

Von Hunden und Menschen

Wien, im September.

Zu den vielen Straßenbildern des Wiener Kriegselends hat sich seit einigen Tagen ein neues gesellt: ein vom Kriege zum rechteckigen Winkel konstruierter Mensch – Invalide mit Rückgratbruch – bewegt sich auf eine fast unerklärliche Weise durch die Kärtnerstraße und kolportiert Zeitungen.

Auf seinem mit dem Trottoir eine Horizontale bildenden gebrochenen Rücken sitzt – ein Hund. Ein wohldressierter, kluger Hund, der auf seinem eigenen Herrn reitet und aufpaßt, daß diesem keine Zeitung wegkommt. Ein modernes Fabelwesen: eine Kombination Hund und Mensch, vom Krieg ersonnen und vom Invalidenjammer in die Welt der Kärtnerstraße gesetzt. Ein Zeichen der neuen Zeit, in der Hunde auf Menschen reiten, um diese vor Menschen zu bewachen. Eine Reminiszenz an jene große Zeit, da Menschen wie Hunde dressiert und in einer sympathischen Begriffskombination als »Schweinehunde« von jenen benannt wurden, die selbst Bluthunde waren, aber so nicht genannt werden durften. Eine Folge des Patriotismus, der die aufrechten Ebenbilder Gottes abhängig machte von vierfüßigen Geschöpfen, die niemals den Seelenaufschwung besaßen, Heldentum und Kanonenfutter zu bilden und höchstens zur Sanität assentiert werden durften. An der Brust des Invaliden baumelt ein Karl-Truppenkreuz. Am Halse des Hundes hängt eine Marke. Jener mit dem Karl-Truppenkreuz ist ein Leidender. Dieser mit der Marke ist ein Tätiger. Er bewacht das Leid des Invaliden. Er bewahrt ihn vor Schaden. Das

Vaterland und die Mitmenschen konnten ihm nur Schaden zufügen. Diesen hat er es zu verdanken, daß jener ihn bewacht. O, Zeichen der Zeit! Ehemals gab es Schäferhunde, die Schafherden, Kettenhunde, die Häuser bewachten. Heute gibt es Menschenhunde, die Invalide bewachen, Menschenhunde, als Folgeerscheinung der Hundemenschen. Wie eine Vision wirkte auf mich dieses Bild: ein Hund sitzt auf einem Menschen. Ein Mensch ist froh, von diesem Hunde abhängig sein zu können, da er sich erinnert, wie er von anderen abhängig sein mußte. Gibt es Traurigeres, als diesen Anblick, der ein Symbol der Menschheit zu sein scheint? Wir haben es herrlich weit gebracht durch diesen Krieg, in der die Kavallerie abgeschafft wurde, damit Hunde auf Menschen reiten können! ...

Herbst

Du, der Sommer erstirbt –
Sommerwellen verfluten.
Fülle verdorrt und verdirbt,
Goldne Stunden verbluten.

Wesen aus Gottheit und Schaum,
bist Du mir wieder zerflossen? –
Oh, ich kann es Dir kaum
sagen, wie Alles erschlossen:

Tage voll Wunder und Zier,
wie von tausenden Gralen,
Alle habe ich Dir
Gesammelt in glühenden Schalen.

Tempel aus seidenem Blau,
Nächte in violner Verhüllung, – –
Kommst Du, schimmernde Frau,
Traum mir zu sein und Erfüllung?

Ganz bin ich aufgetan, – –
Daß ich Dein Kommen nicht fehle,
Harre ich, Dich zu empfangen,
Frau mit der silbernen Seele ...

Das Märchen vom Sophiensaal

Wien, im Oktober 1919

Märchen ereignen sich mitten im Getriebe des Werktages, der grauen Nüchternheit der simplen Ereignisse. Die Geschichte des Sophiensaales könnte auch ganz gut wie ein Märchen beginnen: Es war einmal ...

Also: es war einmal ein Festsaal, der war wie ein Gedicht, oder noch besser, der Saal der Säle, der Hohefestsaal. Er strahlte im tausendfältigen Glanze der Lichter und auf seinem Parkettboden wirbelten die zartesten, weißen Halbtiefelchen an zartesten, weißen Damenfüßchen. Es gab keinen vornehmen Ball, der nicht in jenem herrlichsten aller Säle stattgefunden hätte und Prinzen und Fürsten und sonstige Märchen- oder Kinodramenpersönlichkeiten waren seine gewohnten Besucher. Und was das Märchenhafteste war: dieser Festsaal war eigentlich kein Festsaal. Nein! Er war eine Badeanstalt. Eine, zwar nicht ganz einfache, aber immerhin: eine Badeanstalt. Natürlich nur im nüchternen Schein des sommerlichen Alltags. Alljährlich aber kam Prinz Karneval dahergeritten, klopfte mit seinem Glockenstäbchen dreimal an das Tor der Sophiensäle und plötzlich trocknete das Bassin vollkommen aus, wie seinerzeit das selige rote Meer und siehe da: am Grunde des vertrockneten Sees leuchteten und lockten die bestgewichsten Parkettböden. Da ward aus der Badeanstalt plötzlich ein Ballpalast. Die vornehmsten Bälle wurden dort veranstaltet. Das allerfeinste Publikum – es war noch zu jener Zeit, da es ein feines

Publikum gab – bewegte sich in seinen Räumen mit gemessener Grazie und stilvoller Eleganz.

Aber einen Schmerz noch konnte der Ballpalast nicht verwinden: Da gab es einen alten Kaiser namens Franz Joseph, dessen Höflinge behaupteten, der Sophiensaal, der herrlichste aller Ballsäle, der Hohefestsaal, das Gedicht von einem Festsaal, besäße nicht die genügende »Feuersicherheit«. Denn Hofmenschen sind böse Leute und trockene Patrone und haben nichts anderes zu tun, als bei einem Ballpalast nach Feuersicherheit zu fragen. Also ließen sie den alten Kaiser nicht hingehen und der Sophiensaal war sehr traurig über seine Hofunfähigkeit . . .

Dennoch geschah einmal das Wunder und der alte Kaiser kam. Es geschah aus Anlaß der dritten internationalen Kochkunstausstellung. Da war der gute Sophiensaal getröstet und feierte weiter seine heiteren Feste.

Aber da nun einmal das Glück alles Schönen und Guten auf Erden nicht vollkommen sein kann, mußte es sich der Sophiensaal gefallen lassen, daß sich just in seinen Räumen eine tragikomische Geschichte ereignete:

Franz Joseph war wieder einmal in den Sophiensaal gekommen, zu einem Fest, das kaufmännische Kreise veranstaltet hatten. Ein Herr vom Komitee hatte die ebenso ehrenvolle als schwierige Aufgabe, die Anwesenden dem Kaiser vorzustellen. Der gute Mann entledigte sich seiner Arbeit mit so viel Anstand, daß er einem Anstand nicht entgegen konnte. Er stellte nämlich der Reihe nach alle Persönlichkeiten folgendermaßen vor: »Herr Damian Zipfl – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Moritz Kohn – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Valentin Täuber – Se. Majestät, der Kaiser« und so fort in nicht endenwollender Folge. Aber selbst ein Kaiser kann ungeduldig werden und da Franz Joseph zu jener Zeit noch ein gut Stück Humor gehabt haben dürfte, ließ sich die so oft wiedergekaute Majestät etwa folgender-

maßen vernehmen: »Es wird schon genug sein! Nennen Sie mir nur die Herren. Ich glaube, mich dürften doch die Meisten schon kennen ...«

Solche und ähnliche Geschichten erlebte der Sophiensaal in reicher Folge. Bis plötzlich die böse Konkurrenz des Konzerthausaales auftauchte und den Glanz der Sophiensäle um ein Beträchtliches herabminderte. Als nun aber gar der Krieg ins Land zog, da war es mit aller Pracht vorbei: der Sophiensaal wurde ein simples Rekonvaleszentenheim. In seinen Räumen roch es nach Kampfer und Jodoform und statt der Walzerklänge flatterten irre Seufzer kranker Menschen durch alle Winkel des Palastes ...

Nun meldet ein trockener Aktiengesellschaftsbericht: Bei der am 30. v. M. abgehaltenen 78. Generalversammlung unter dem Vorsitz des Präsidenten Oberbaurates Ferdinand Dehm waren 479 Aktien mit 95 Stimmen vertreten. Das Objekt wird im Herbst dieses Jahres seiner alten Bestimmung zugeführt. Der Verlust von 49.971 K 47 h wird auf neue Rechnung vorgetragen.

Spaziergang in Schönbrunn

Ein Schloßhauptmann und ein Zeremoniendirektorstellvertreter und ein Diener mit einer altösterreichischen Amtskappe und ebensolchem, d. h. böhmischen Dialekt sind geblieben. Das sind die Reste des Märchens von Schönbrunn.

Die Bäume fröstelt's im naßkalten Herbstregen. Sie stehen da, wie Menschen, die man im Regen zurückkläßt und warten heißt und die sich nicht wegrühren können und patschnaß werden müssen.

Die Zimmer, Kabinete, die Vorzimmer, die Stiegen heißen noch so, wie man's von Zimmern und Stiegen in Märchenbüchern erwartet. Die »Trabantenstube«, das »chinesische

Rundkabinet«, das »Vieux lac-Zimmer«, das »Millionen-zimmer«. Und das Imperfektum in den Erklärungen des Dieners und des Schloßhauptmanns: hier pflegte, hier stand ... hier starb ... dort wurde ... Wie seltsam glimmert das Wunder durch die Kruste von Staub und Geschichte! ...

Eine Stiege. Steinfliesen, blauer Plafond. Breit, herrisch. Man schämt sich vor dieser Stiege, wie man so dasteht in einem bürgerlichen Winterrock, mit aufgekremelter und kotbespritzter Hose. Es ist die – »blaue Stiege«. Wohin anders kann sie führen als in die »Trabantenstube«?

Da ist eine braune, zierliche Fußbodentäfelung. Ein falbes Braun, wie das der Lindenblätter im Spätherbst. Soll man darauf treten? Auf die Diele eines echten »Nußbaumzimmers«?

In einem großen, kahlen Zimmer steht ein Schreibtisch am Fenster, ein alter, sehr kleinbürgerlicher Toilettenspiegel drückt sich schüchtern in einen Winkel. Und in der anderen Ecke steht das Bett, das eiserne Bett. Puritanisches Eisen. Hier starb ein alter Kaiser. Deshalb heißt es das »Sterbezimmer«.

Kaiser Karl hat die angrenzenden Appartements neu herichten lassen. Die Kaiserin Zita sollte dort wohnen. Die Geschichte, die zu machen sie sich einbildeten, ist ihnen zugekommen. Kaiserin Zita hat nie dort gewohnt. Hat nie gewohnt in diesem großen Rosar-Zimmer.

Ein großes Gemälde, die alte Habsburg im Aargau, hängt an der Wand. Bilder des Malers Rosar. Sie sind geschmeichelte Landschaftsporträts. Als hätte der Maler der gnädigen Frau Natur beim Porträtieren zugerufen: Bitte recht freundlich. Und die Natur hätte gelächelt ...

Was ist das? Ein Kabinet, wie ein Tempelchen aus dem Osten. So rund, so zierlich, so rund, so wunderbar, wie ein Kapitelchen aus der Geschichte von Li-Hu-Tsang und Tai-Pe-To. Pastellbildchen an den Wänden, wie hingehaucht von

einem fernen, wunderbaren Ostwind, der Teeblüten im Haar trägt und kleine silberne Glöckchen um die Schultern. Das »chinesische Rundkabinet«.

Dort rieche ich den Moder der Jahrhunderte. Ein paar Kapitel der Weltgeschichte liegen aufgerichtet auf dem Bett, auf dem Napoleon schlief, und der Herzog von Reichstadt starb. Der Diener, ein Interpret der Ereignisse, weiß genau das Datum.

Wißt ihr, wie chinesisches Rosenholz ist? Schüchterne Röte kleiner Mädchenbrüste. Es ist eine Farbe, die Duft hat. Dazwischen indische Zeichnungen, wie mit einer Nadel, die man in Farbe getaucht, ausgeführt. Und die Zeichnungen kommen aus Konstantinopel, der Stadt am Goldenen Horn, dorthin, wo das Horn am goldensten ist. Über eine Million hat die Kaiserin Maria Theresia dafür ausgegeben, für dieses seltsam-fremde »Millionenzimmer«.

Ein Besen lehnt in einer Ecke und ein »Bartwisch«. Sie repräsentieren die Gegenwart. Sie spielen Realität. »Weißt du«, sagt der »Bartwisch« zum Besen, »oben im zweiten Stock werden hundertsieben Proletarierkinder amerikanisch gespeist!«

Das Taftkleid (Eine ukrainische Geschichte)

Es war ein herrliches Taftkleid. Schwarz, mit Samteinsatz und Flitterperlen, von einer weichen und schmiegsamen Kühle, wie sie die großen dunklen Blätter tiefroter Spätrosen haben, die im Nachbarsgarten des Kirchendieners Alexei Afinowitsch blühten. Es stand so fest, wie der Erfolg der Wunderkuren des blinden Kobsaren Tiowfej und des Milchzaubers der Hexe Katja, daß zwischen Don und Dnjepr kein zweites Taftkleid dieser Art vorhanden war. Nastja Iwanowa, meine

fürsorgliche Hausfrau, hatte es von ihrem Manne bekommen, dem Sergeanten Nikolaj Iwanow, der es wieder anlässlich eines kleinen Pogroms in dem etwa fünf Werst entfernten Judenstädtchen der reichen Schankwirtin Sonja Israelowitsch geraubt hatte. Nastja Iwanowa, wie schon erwähnt: meine fürsorgliche Hausfrau, war kraft dieses Taftkleides entschieden die vornehmste unter allen Dorfbewohnerinnen.

Jahre waren vergangen; die Kuh des Bauers Kuszpeta war an Magenkrämpfen elend zugrunde gegangen. Alexej Pawlow, der Taugenichts, kehrte aus dem Kiewer Zuchthaus zurück, der Krieg brach aus, Nikolaj Iwanow, der Mann meiner fürsorglichen Hausfrau, ward in den Karpathen vermißt, das Dorf hatte Manniges gelitten, die Landstraße die Eisenhufe der Kavallerie, die benagelten Stiefelsohlen der Sturmtrupps, die zerrissenen und nackten der Kriegsgefangenenzüge, die Räder der Artillerie- und Trainkolonnen an ihrem Leibe zu spüren bekommen. Freundliche und feindliche, preußische, zarische, österreichische Einquartierungen wechselten miteinander ab. Aber in all dem jähem Wechsel der Zeiten und Dinge hatte das Taftkleid seinen Zauber bewahrt, war es allsonntäglich Brennpunkt der Bewunderung und Gegenstand des Neides alter und junger Dorfbewohnerinnen geblieben. Es verlieh seiner Besitzerin Würde und Rückgrat, verschaffte ihr Geltung und Ansehen. Ihre Kuh durfte unbehindert auf nachbarlichen Wiesen grasen, ihr Söhnchen Sascha unverprügelt Äpfel stehlen. Nastja Iwanowa, meine würdige Hausfrau, war eine Persönlichkeit, und ein Stückchen vom Glanz ihres Taftkleides umschimmerte auch mich, ihren harmlosen Mieter und Hausgenossen.

Da kamen die Bolschewiken. Nastja Iwanowa war eine erbitterte Gegnerin jedes Kommunismus. Sie hielt es mit Petljura, dem Kosakenhetman, der die Bolschewiken bekämpfte, und mit seinem Stellvertreter im Dorfe, dem Ataman Nikita Kolohin, der das Dorf befestigt und es zu einem

Stützpunkt ausgebaut hatte. Auf hügeligem Südrand des Dorfes hatte Ataman Nikita sein Hauptquartier aufgeschlagen, auf dem Kirchturm Maschinengewehre zur Abwehr bolschewistischer Flugzeuge aufgestellt und Alarm- und Signalapparate eingerichtet. Wenn die Sirenen in langgedehnten Tönen zu heulen, die Maschinengewehre auf dem Kirchturm zu rattern anfangen, wußte man: die Flieger sind da! Der Bauer Kuszpeta ließ die Sense fallen, mit der er eben das Gras auf seiner Wiese gemäht hatte, lief zu der hohlen Weide, die am Wiesenrand stand und holte aus der Höhlung seinen Schatz hervor, hundert goldene Dukaten in einem großen braun- und blaukarierten Taschentuch. Katja, die Hexe, ergriff ihre alte Katze, die sich gerade am Fensterbrett gesonnt hatte, beim Genick, der blinde Tiowfej brach sein Lied: Pulubyl ja tibia za twoju Krafatu – mitten im Worte »Krafatu« ab, so daß sein Kra- wie ein heiserer Unheilsklang, und Alexej Pawlow, der fünf Jahre im Kiewer Zuchthaus gesessen hatte, steckte die Bibel, die ihm der Pope von der Kiewer Strafanstalt mitgegeben, und in der Alexej Pawlow ganze Nächte inbrünstig blätterte, weil er nicht lesen konnte, zu sich. Meine fürsorgliche Wirtin aber, Nastja Iwanowa, griff nach ihrem Taftkleide, das auf einem rostigen Türhaken seinen Ehrenplatz hatte, und schlug es in ein eigens zu diesem Zweck stets bereit gehaltenes großes weißes Packpapier. Alles rannte, jeder mit seinem Schatz, unter den Viadukt, den die Preußen noch im Jahre 1918 mitsamt einer kleinen Lokalbahn am Ausgang des Dorfes angelegt hatten, warteten dort das Tuten der Sirenen, das Knattern der Maschinengewehre, das Rattern der Flugzeuge ab und kehrten dann nach Hause zurück.

Es war Mitternacht, der Mond schien, das Dorf schlief. Nur Alexej Pawlow blätterte in seiner illustrierten Bibel. Da begannen die Sirenen zu pfeifen. Schüchtern erst, schläfrig, daß es tönte, wie das Gähnen meiner fürsorglichen Wirtin

Nastja Iwanowa. Dann immer voller, stärker und schneller. Nastja Iwanowa sprang auf. Ich hörte das Packpapier im Dunkel rauschen, sie packte ihr Taftkleid ein. Die Dorfstraße entlang eilten die Menschen dem Viadukt zu. Nastja Iwanowa mit ihnen. Sie fiel in einen Graben, raffte sich auf und lief weiter. Nach fünf Minuten entdeckte sie, daß sie ihr Taftkleid vermutlich im Straßengraben hatte liegen lassen. Sie eilte zurück, wälzte sich den Graben hinunter. Gott und allen Heiligen Lob! Das Kleid lag da! Nastja Iwanowa rannte, das knisternde Paket fest an die Brüste gedrückt. Außer Atem kam sie am Viadukt an.

Die Nacht war erfüllt mit Geratter und Geknatter. Unter dem Viadukt kauerten die Menschen, sprachen leise mit angstbebenden Stimmen. Einige waren eingeschlafen. Auch Nastja Iwanowa.

Als sie im kühlen Morgengrauen erwachte, war ihr erster Gedanke: das Taftkleid! Aber weh! Heilige Mutter Gottes! Das Paket war weg. Man hatte es gestohlen. Gestohlen das herrliche, einzige Taftkleid, das seinesgleichen suchte zwischen Don und Dnjepr!

Nastja Iwanowa lief, rannte, raste zu Ataman Nikita. Der Soldat Onufrij Romanjuk stand Wache. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und versetzte Nastja einige Kolbenhiebe. »Ich geb dir zwei Rubel«, flehte Nastja. »Zehn will ich, Hundeseel!« bellte der Soldat Onufrij wie ein wütender Dackel mit seiner versoffenen Fistelstimme. »Gut, gut, ja, zehn!« weinte Nastja.

Sie kam vor den Ataman. Sie bat, kniete: »Herr, Herr, mein schönes, herrliches Taftkleid! Man hat es mir gestohlen, heute in der Nacht, unterm Viadukt!«

Der Ataman war ein guter Herr. Er schickte zwei Soldaten aus. Die durchsuchten Haus um Haus und fanden endlich das Taftkleid bei der Katja, der Hexe.

Nastja Iwanowa trocknete rasch ihre Tränen. Beide Hände

streckte sie nach ihrem Schatze aus. Ein Wildbach? Oh, ein Wildbach hätte sich wie eine schleichende Schnecke angenommen neben der nach Hause rasenden Nastja. Sie lief zum Tisch, packte aus. Aber, was war das? Ein alter, schmutziger Unterrock lag in dem Papier. Das Taftkleid? Wo war das herrliche Taftkleid?

Es hing am rostigen Haken hinter der Tür. Nastja Iwanowa hatte es in der Nacht verwechselt. Denn habt ihr wirklich geglaubt, Katja, die Hexe, hätte das *Taftkleid* herausgegeben?! ...

Die Rote Armee

Genosse Regimentsarzt

Vor drei Tagen sah ich in Augustowo, wie ein einfacher russischer Soldat einen schlafenden Regimentsarzt weckte. Der Muschik schrie nicht etwa: Euer Gnaden, Infanterist Iwan Iwanowitsch Kolohin bittet sie gehorsamst, aufstehen zu wollen, sondern »Stawaj towarzysz!«, was zu deutsch heißt: Steh auf, Genosse!

Und – könnt ihrs glauben? – der Regimentsarzt stand wirklich auf.

Man kann die Rote Armee verstehen, wenn man die Phantasie aufbringt, sich einen Offizier vorzustellen, der nicht weiterschläft, wenn ihm ein Infanterist: Steh auf! sagt. Aber das ist noch immer nicht das Entscheidende. Sondern die Tatsache, daß der also geweckte Offizier auch weiter Offizier bleibt. Denn ich sah, wie der Regimentsarzt sich den Schlaf aus den Augen rieb und dem Muschik befahl: »Pajdjom!« – und wie dann der Regimentsarzt voranging, der Muschik ihm folgte, hinter ihm »in Haltung«. Nicht ausgerechnet drei Schritte Distanz, sondern vielleicht nur anderthalb. Denn es war ein Soldat der Roten Armee.